

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

287 (7.12.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 97

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 97. Karlsruhe, Montag den 7. Dezember 1903. 28. Jahrgang.

Die Stadt.

Von Anton Fendrich

„D' alt Hermisbüri wolt verreise“ — hieß es überall auf den Gassen, in der Umgebung des kleinen Bauernhofes, in welchem die Hermisbäuerin wohnte. Die Neugierde rief bei den Bauern wie bei den Diensthöfen große Verwunderung hervor. Was eine so alte Frau noch in der Stadt wollte? Und bei dem Wetter, mitten im Winter!

Sie werde wohl ihren Sohn im Bayerschen besuchen wollen, der dort Vater in einem Kapuzinerkloster sei, — meinte eine Magd auf dem Hof des Seebäuer. Davon sei keine Rede, antwortete die Seebäuerin; die „Wibervölder“, ob alt oder jung, ob Mutter oder Base, hätten in einem solchen Kloster keinen Einlaß. — Nach allerlei anderen Gründen für die plötzliche Reiseflust der alten Hermisbüri suchte man nach, fand aber keine. „A wa', 's wird numme ä dumme's G'schwäz si.“ — schloß die Seebäuerin das Gespräch und schickte die Magde an die Arbeit.

Unterdessen saß die alte Frau, welche den Nachbarsleuten ein so schwieriges Rätsel aufgegeben hatte, in ihrer Stube auf der Ofenbank und überlegte sich noch einmal. Im großen, viereckigen Kachelofen surrte das Feuer; die graue Rahe, welche sich neben der Alten behaglich aufgemerkelt hatte, schnurrte; und draußen piffte der Wind über die schneebedeckte Hochebene des Schwarzwalds. An den strohumbundenen Rosenstöcken im kleinen Garten vor den Fenstern häßten zwei Spahen auf und ab und suchten in den ausgedroschenen Ähren nach zurückgebliebenen Körnern.

Die Hermisbüri aber saß und „sinnierte“ (dachte nach). Sie war ein altes, aufkommengeschwumpftes „Wibervölder“, aber aus ihrem runzligen Gesicht mit den frischen roten Wäldchen und den kleinen, hellen Augen sah eine unendliche Güte und Frische. Nur zwei gesunde Reigungen waren ihr aus ihren früheren Jahren geblieben. Sie verriet nie ihr Alter und hatte eine stille Freude darüber, daß man sie für „so zwischen Sechzig und Siebzig“ hielt, während das Kirchenbuch ihr Alter auf 74 Jahre angab. Und dann — nach ihrer Ansicht die schwerere Sünde — der alte Wunsch, einmal in ihrem Leben die Stadt zu sehen.

In die Amtsstadt mit ihren 2000 Einwohnern war sie zwar schon gekommen, aber ihre Neugier ging weiter. Das Ziel ihrer langjährigen Wünsche war die große Stadt, die drunten „im Land“ (in der Ebene) lag; wo der Erzbischof seinen Palast hatte; wo das große Münster stand, das sie schon im Kalender abgebildet gesehen; wo es so „graufam schöne Kaufläden“ gibt, wie ihr der Schuhmacher erzählt, der alle Weihnachten in die Stadt ging; und wo sie jetzt sogar mit elektrischen Fußwerkern ohne Gaul in den Straßen herumtuschelten, wie ihr ein Hausierer berichtet, dem sie ein Schnäpschen gegeben, nur, um ihn ausfragen zu können.

Und die Hermisbüri sah und „sinnierte“. Wie oft schon war sie der Ausführung ihres Planes nahe gewesen! Zuerst, als sie Hochzeit machte; jetzt gerade vor fünfzig Jahren. Ihr Mann, der „Leng“ (Lorenz), wäre schon dabei gewesen, aber seine Eltern waren dagegen. Das sei „übertriebes Büg“, so in der Welt herumzureisen. Und dabei blieb es. — Dann kamen die Kinder, eins nach dem andern. In diesen fünfzig Jahren verlag sie die Stadt fast ganz. Nur wenn einmal einer der Burschen aus den benachbarten Bauernhöfen vom Militär auf Urlaub kam, suchte sie Gelegenheit, um ihr Wissen über die Stadt zu bereichern. — Eines Tages brachten sie ihr den „Leng“ auf einem Schlitten tot heim; beim Holzfallen war er unter eine stürzende Ranne gekommen. Da begrub sie mit ihrem Manne auch den Wunsch, einmal ein „Reisli“ nach der Stadt zu machen. Aber ganz schwand ihr das alte Sehnen nicht aus dem Herzen. Die Stadt war für sie etwas Lebendiges, mit dem sie in einer gewissen Gefühlbeziehung stand; und um dieses Gefühl nicht erkalten zu lassen, schickte sie jetzt, wo ihr Mann tot war, und wo sie allein die ganze Wirtschaft zu leiten hatte, Milch in die Stadt. Bis hier hatte sie die

Milch von ihren vier Kühen, soweit sie nicht im Haushalt gebraucht wurde, ins Amtshaus verkauft. Jetzt aber ließ sie sich eine große Milchkanne mit einem Schloß daran und einem Weisungsschild mit ihrem Namen darauf machen, gerade so, wie die großen Hofbauern sie hatten, die halbtägigerweise Milch nach der Stadt schickten, seitdem eine Bahn durch die wilden Schluchten hinab „ins Land“ ging. Und obwohl die Milch überfett war, nahmte sie sie nie mehr ab wie bisher, wo sie bisweilen auch noch eine Külli Butter gemacht hatte, ohne deshalb schlechte Milch zu verkaufen. Mit allem Naßm sollten die Stadtleute ihre Milch haben!

Langsam war sie alt geworden. Die Kinder hatten sich verheiratet oder waren fortgezogen, hmaus in die Welt. Es wurde einsam um sie herum. Dem einzigen Sohn, den sie außer dem Kapuziner hatte, gab sie bei dessen Verheiratung das Haus und einiges Geld. Die anderen Kinder sollten ihr Erbteil von diesem Sohn erhalten, wenn sie einmal gestorben war. Sie selbst aber zog ins Leibgeding in ein kleines „Hütsli“, dessen unteren Stock sie kaufte. Sie wollte mit der Schwiegerkloster nicht in Streit kommen und räumte das Feld, solange noch Frieden war.

So wohnte sie jetzt auf ihrem „Lübbig“ (Leibgeding) schon bald fünfzehn Jahre. In der Einsamkeit aber war der alte Wunsch wieder erwacht. Den Kindern der Reichsleute im oberen Stock oder den Enkelkindern, wenn sie zum Besuch kamen erzählte sie von der Stadt, dem Erzbischof, dem Münster, wo acht Pfarrer auf einmal Messe lesen könnten; den großen Lichtern auf der Straße, die wie der Mond zwischen den Häusern hingen und nicht einmal ausgezündet zu werden brauchten.

Auf einmal, ganz plötzlich und unerwartet, nahte sich ihr die Erfüllung ihres alten Wunsches. Sie wurde krank, schwer krank. Mitten in der Nacht mußte der Arzt aus dem Amtshaus geholt werden. Der machte ein ernstes Gesicht und meinte, man werde die Hermisbüri wohl operieren lassen müssen, und zwar von einem Professor drunten in der Stadt. In allen ihren Schmerzen nahm die Hermisbüri die Ansicht des Arztes fast wie eine gute Botchaft auf. Sie war eine zähe, tapfere Frau und hatte vor dem Operieren keine Angst, besonders wenn sie bei dieser Gelegenheit nun doch noch in die Stadt kam; und vor dem Sterben hatte sie auch keine Furcht, denn sie war fest im Glauben und zweifelte nicht daran, daß, wenn der Herrgott sie rufen werde, es gerade der richtige Moment für sie sei. Was sie am meisten freute, war der Gedanke, daß sie nun nicht aus ihrem eigenen Willen, aus „sündhaftem Fürwitz“ — wie sie es nannte — in die Stadt kommen würde, sondern nolgedrungen und durch die Umstände gezwungen. Sie sah sogar eine Fügung Gottes in ihrer Krankheit, eine Art von Belohnung dafür, daß sie der Versuchung so lange widerstanden. Durch Gottes Schickung würde ihr jetzt das auf ihre alten Tage gewährt, was sie ihr Leben lang gewünscht.

Aber ihre zähe Natur machte einen Strich durch alle ihre Gedanken und Hoffnungen. Nach vierzehn Tagen konnte sie das Bett verlassen, und nach weiteren zwei Wochen war sie wieder ganz hergestellt — ohne Operation.

Weitere zehn Jahre vergingen. In der bisher so stillen Schwarzwaldgegend wurden Hotels für Sommerfrischler, Kurhäuser für Lungenkranke gebaut. In den letzten zwei Jahren kamen sie sogar mitten im Winter auf Schneeschuhen. Es war, als ob die Stadt ihre Arme bis herauf auf die Schwarzwaldhochebene streckte und die Hermisbüri einlud, doch einmal hinabzukommen. Allerdings, geschimpft wurde jetzt mehr über die Stadt als früher. Die Bauern bekamen fast keine Körner und Mäde mehr; die jungen Leute dienten lieber in der Stadt. Auch der Pfarrer weiterrte fast alle Sonntage von der Kanzel herab gegen die Gefahren und Verführungen der Stadt. Aber die Hermisbüri dachte, das werde grad auch nicht so gefährlich sein; der Pfarrer sei „halt ä wenig ä scharfe“.

Und eines schönen Tages wurde sie „rebellisch“. Sie wurde über sich selber und ihr langen Gewissenbisse böse. Da werde der Herrgott gewiß nichts dagegen haben, wenn sie auf ihren alten Tagen auch einmal ein Vergnügen haben wolle, feste in sich. Eine ganze Woche lang dachte sie darüber nach. Langsam

die Eingehen auf das Seitene befoht wird. Etwas Eigenes hat ja fast ein jeder, und gerade dieses Eigene spricht sich nicht ge- wandt, nicht „flüssig“ aus. Deshalb werden dem klugen und ge- duldigen Zuhörer sehr oft die „Stodenden“ unter den Rednern zum mindesten im Zwiesgespräch mehr als die „Fließenden“ bieten. („Kunfivart“.)

Ein Journal gegen das Ungeziefer. Das Bedürfnis des Menschen nach Vereinsbildung hat ja schon die sonderbarsten Mitten getrieben, aber eine Gesellschaft für die Vernichtung von Ungeziefer hat es vielleicht doch noch nicht gegeben, obgleich man sicherlich viele Vereine nennen könnte, die ihrer Bestimmung nach leichter zu entbehren wären. Eine solche Gesellschaft ist jetzt in England gegründet worden. Die Kampfeslust der neuen Gesellschaft wendet sich zunächst hauptsächlich gegen die Ratten, weil die Schädlichkeit dieser Tiere im Zusammenhang mit der Verbreitung der Pest und anderen Krankheiten jetzt aufs deutlichste hervorgetreten ist. Die Gesellschaft hat auch eine eigene Zeitschrift begründet, deren erstes Heft die Mittel zur Vernichtung von Ratten, ihre Rolle bei der Verbreitung von Krankheiten, eine Uebersicht des von ihnen verursachten wirt- schaftlichen Schadens und eine Zusammenstellung von Ratten- gängen gibt, wie deren eines zum Beispiel in Dänemark besteht.

Ein Riesen-Haarwandel. In Mexiko lebt eine junge Spanierin, die 20jährige Mercedes Lopez, die sich rühmen kann, das längste Haar der Welt zu besitzen. Schon bei ihrer Geburt wies sie einen Haarwuchs von 80 Zentimeter Länge auf. Mit zwölf Jahren konnte sie die Spitzen ihrer Haare bereits auf der Erde schleifen. Heute mißt ihr wunderbares Haar, das kastanienbraune Farbe besitzt und von wunderbarer Feinheit ist, nicht weniger als dreieinhalb Meter Länge und Mercedes Lopez kann sich bequem in ihr Haar wie in einen Mantel hüllen, ohne daß auch nur ein Bispelchen ihres Körpers sichtbar wäre. Das eigentümlichste ist, daß ihr Haar noch immer wächst. Sie hat jetzt einen Antrag eines Varietees-Impresarios angenommen und wird sich nach Europa einschiffen, um sich als Haarphänomen auf den bedeutendsten Varieteebühnen zu zeigen.

Ein Motorschlitten. Der französische „Aviatiker“ Arch- deacon hat vor einiger Zeit Versuche mit einem durch Luft- schraube angetriebenen Motorzweirad angestellt um die gün- stigste Form einer für Flugapparate bestimmten Luftschraube zu ermitteln. Mehr noch als bei einem auf glatter Strecke dahin- saufenden Zweirad glaubt der Amerikaner G. S. Curti sich den Verhältnissen eines Luftfahrzeuges zu nähern, wenn er einen Schlitten auf glatter Eisbahn gleiten läßt. Er hat, wie „Scientific American“ berichtet, einen Schlitten, dessen Bauart etwa der des bekannten Segelschlittens entspricht, mit einem vierzylinderigen Curti-Motor von 15 Pferdekräften und rund 50 Kilogramm Gewicht und mit einer Luftschraube von etwa 1,6 Metern Durchmesser ausgerüstet und hat bei diesem Fahr- zeug bei 1000 Umdrehungen des Motors in der Minute eine Kraftwirkung der Luftschraube (Kraft, mit der durch die Schraube das Fahrzeug vorwärts getrieben wird) von 27,2 Kilogramm festgestellt. Bei voller Leistung des Motors, bei 1350 Umdrehungen und einer Geschwindigkeit des Motorschlittens von über 150 Kilometern in der Stunde, dürfte die Kraftwir- kung der Schraube 34 bis 35 Kilogramm betragen. Diese neue Methode der Prüfung von Luftschrauben soll sich so gut bewäh- ren, daß man in Aussicht genommen hat, in Zukunft Flug- apparate vor dem ersten Fluge dadurch in Bezug auf die Wir- kung der Propellerschraube auszuprobieren, daß man sie auf einen Schlitten setzt und über eine Eisfläche gleiten läßt.

Ratgeber.

Haushaltung.

Behandlung polierter Möbel. Man hört oft Hausfrauen sich beklagen, daß ihre polierten Möbel so schnell unansehnlich wer- den. Sie glauben, der Tischler oder Polierer trägt die Schuld, während ihre schlechte Behandlung allein den Schaden bewirkt. Man beachte folgende Maßregeln zum Schutze der Politur. Polierte Möbel müssen vor allen geistigen Flüssigkeiten, vor Rum, Branntwein, Rißer und dergleichen sorgfältig bewahrt werden; sie dürfen auch nicht, wenn sie durch die Sonnen- und Ofenhitze erwärmt sind, naß oder feucht abgewischt werden. Ueberhaupt muß das Abwischen unterbleiben, wenn die Möbel aus der Wärme in die Kälte kommen und dadurch beschlagen

oder feucht geworden, bevor sie nicht wieder von selbst trocken geworden sind. Muß man polierte Möbel naß abwischen, so muß dies mit einem weichen Tuche und nicht in der Wärme ge- schehen und alles Reiben vermieden werden, sonst verlieren sie ihren Glanz.

Gesundheitspflege.

Uebler Geruch aus dem Munde, der nicht von den Zähnen, sondern aus dem Magen herrührt, wird durch mäßigen Zuden- genuß (ca. 100—150 Gramm täglich) gebessert. Der Zuden hat entwesenermaßen eine desinfizierende Wirkung.

Literatur.

Die „Sozialistischen Monatshefte“ die bekanntlich alle 14 Tage erscheinen, haben jochen das 24. Heft ihres 14. Jahrgangs erscheinen lassen. Aus seinem Inhalt heben wir hervor: Karl Leuthner: Monarchismus und Macht des Reiches. — Eduard Bernstein: Grundlinien des sozialistischen Reformismus. — Johannes Heiden: Die Reform der Arbeiterversicherung. — Wilhelm Schröder: Disziplinbrüche. — Dr. Markus Ratner: Die nationale Frage in den jüdischen sozialistischen Parteien. — Anatolij Kamenistkij: Frühling. — Edmund Fischer: Die Volksschullehrer und die Arbeiter. — Hans Fehlinger: Das Wachstum der freien Gewerkschaften Deutschlands seit 1903.

„Die sozialistische Religion“. Von Carl Sara. Verlag von Gebr. Parz, Altona-Ottensen. Eleg. brosch. 15 Pf. Der Ver- fasser schreibt in seiner Vorrede: „Die sozialistische Religion“ wurde am Ostermontag 1907 unter dem Namen „Die Religion der Menschlichkeit“ gegründet. Sie entsprang dem Wunsche, den Zweck des Lebens aus der Geschichte und anderen Wissen- schaften zu ergründen und den Weg zu seiner Erfüllung zu zeigen und zu geben“. Ob der Weg, den das kleine Büchlein vor schlägt, der richtige ist? Wir wollen es nicht entscheiden, son- dern diese Entscheidung den Lesern überlassen, welchen wir das Studium dieses Buches empfehlen.

Im Verlage von J. S. W. Dieß Nachf. in Stuttgart ist jochen erschienen: Volkswirtschaftliche Grundbegriffe mit be- sonderer Berücksichtigung des ökonomischen Grundlehren von Karl Marx. Als Leitfaden für Unterrichtskurse von Dr. Fer- mann Dunder. 60 Seiten. Preis gut gebest 40 Pf.

Ueber die Gründe, die ihn zur Abfassung des Leitfadens veranlaßten, schreibt der Verfasser in seinem Vorwort unter anderem folgendes: „Mehrfach teilten mir meine Hörer und Schüler den Wunsch mit, ein Büchlein zu besitzen, das den Ge- dankengang der acht Vorträge meines Unterrichtskurses „Volkswirtschaftliche Grundbegriffe“ wiedergäbe und sie gleichzeitig in den Stand setze, an der Hand wichtiger Zitate und Hinweise das Gehörte privatim oder in kleineren Beso- und Diskutier- klubs — zu denen ersuchenweise vielerorts die Schüler zu- sammengetreten sind — zu befestigen und zu ergänzen. Wie meinen Schülern möchte das Büchlein auch den Veranstaltern ähnlicher Kurse kurzgefaßtes Material und einige Fingerzeige geben.“

Wahlrechtsdemonstration in Leipzig am 1. November 1903. Ein Gedenkblatt für die arbeitende Klasse im Kampfe für das allgemeine gleiche geheime und direkte Wahlrecht in Sachsen. Sie hat am 1. November in den wichtigsten Kundgebungen gegen die neuen Volkswirtschaftsplane protestiert. Eine Massenversammlung ist in Leipzig abgehalten worden, wie sie Deutschland noch nie gesehen hat, 80 000 Menschen nahmen daran teil. Aus diesem Anlaß ist vom Agitationskomitee der Partei ein achtsseitiges reichillustriertes Gedenkblatt herausge- geben worden. Im Text wird der Wahlrechtskampf von 1896 bis 1903 und die Demonstration geschildert. Vier Vollbilder und zwei kleinere Bilder zeigen den Annarsch auf dem Meß- platz, die Massenversammlung, die Abstimmung und den Demon- strationszug. Das schön ausgestattete Blatt ist für den billigen Preis von 15 Pf. durch die Volksbuchhandlungen zu beziehen.

Rom „Wahren Jacob“ gelangte die 25. Nummer des 25. Jahrganges zur Ausgabe. Aus ihrem Inhalt erwähnen wir die beiden farbigen Bilder „Die Freunde der Reichsfinanz- reform“ und „Die Dardanellenfrage“ und außer zahlreichen kleineren Beiträgen noch die größeren satirischen Feuilletons „An den Kaiser!“, „v. Below-Kleitenburg an v. Arnim-Schnodderheim“ und „Wir Wilden...“ von Rudolf Franz. Der Preis der 20 Seiten starken Nummer ist 10 Pf.

wie der Schnee brauen die Erde zudecke, so verschwanden ihre alten Gedanken. In einem Freitagmorgen, als sie auf der Ofenbank saß und neben ihr die Kasse schnurte und brauen vor dem Fenster die Spähen in dem um die Rosenstöcke gebundenen Stroh nach Körnern suchten, — an diesem Freitagmorgen wurde sie mit sich einig.

Am Sonntag früh, wenns Wetter schön wäre, wollte sie gehen; gleich mit dem ersten Zug.

(Schluß folgt.)

Wie man Bilder fälscht.

In München wird ein umfangreicher Prozeß verhandelt, in dem die Praktiken moderner Bildfälscher ans Licht kommen. Man ist erstaunt, wie leicht Händler und die Käufer getäuscht werden. Aber man erinnert sich auch, daß die Fälschungen von jeher zur Kunst gehörten, wie der Schatten zum Licht. Aber diesen Riesenumfang und diesen gewerbsmäßigen Charakter haben die Fälschungen doch erst mit dem Hochkommen der Bourgeoisie angenommen. Erst der Kapitalismus machte alles zur Ware und schuf andererseits eine große Klasse von Menschen, die alle Schätze der Welt auch die seltensten Kunstschätze aller Zeiten zu sammeln die Mittel und das meist nur von niedrigsten Brunt- und Luxusbedürfnissen genährte Streben hatten. Ganz davon zu schweigen, daß die Kapitalsanlage in Kunstwerken oft zugleich eine rein spekulative ist. Werke, die nur einmal vorhanden sind und den Kulturbesitz der Völker bilden sollten, die sie geschaffen haben, sind heute täglich in Gefahr, von irgendeinem Kapitalprozeß irgend wohin verschleppt zu werden, wo sie nur seine Intimen zu Gesicht bekommen. Aber, o Ironie, die Kunst rächt sich an diesen Mäcenen, indem sie ihre Eier und ihren Unverstand mit Fälschungen beschwimmt.

Die Methoden der Fälscher, die heute ganz modern, arbeitsteilig und engros arbeiten, sind raffiniert und ihre Resultate oft verblüffend. Es ist nicht immer leicht, gemeine Fälschung von weitherziger, Restauration zu trennen. Schlecht erhaltene Gemälde können in sachkundiger Weise wiederhergestellt, sie können aber auch durch struppelloses Uebermalen zu ganz neuen Bildern gemacht werden, die man dann gewöhnlich unter einem hochberühmten Namen in den Handel bringt. Manche Maler sind besondere Diebkluge der Fälschekunst, so Dürer, so Claude Lorraine, dessen Ruhm und leicht nachzuahmende Manier schon zu seinen Lebzeiten ganze Fälscherbanden ausnützte. Er suchte sich dagegen zu wehren, indem er in seinem „Buch der Wahrheit“ (heut im Besitze des Herzogs von Devonshire) eine genaue Skizze aller seiner Schöpfungen mit Angabe der Besitzer und ihrer Wohnorte eintrug. Doch haben sich die Fälscher nicht abhalten lassen, nach Claudes Bildern und Skizzen tapfer weiterzuarbeiten. So erzählt Graf Schack, wie er durch seine Aufträge einen jungen deutschen Maler in Rom gerettet habe, den sein Hausherr zur Herstellung von falschen Claudis und Ruydaels mißbrauchte. Von einer großen Werkstätte, in der wertvolle alte Bilder durch Uebermalen zu Meisterwerken gestempelt wurden, erzählt Julius Schnori von Carolsfeld in einem Briefe vom Jahre 1818 aus Florenz. Unter den modernen Meistern sind besonders Corot, Meissonier, Lenbach der Vorliebe von Fälschern heimgefallen; doch schreckt der Betrug vor keinem Namen zurück, der hoch im Preise und hoch im Ruhme steht, wie auch diesmal wieder die plumpen Kodian Böcklins und Menzels beweisen. Es hat sich in diesem nun schon so lange getriebenen Gewerbe eine direkte Geheimkunst herausgebildet, die mit tausend Mitteln und Anleitungen dem Betrücker hilft. Das wichtigste ist natürlich, dem Produkt ein altherwürdiges Aussehen zu geben. Zu diesem Behufe empfahl man früh das „Einräuchern“ der Gemälde. Kommt das Bild aus der warmen Ofenröhre, wo es auch noch die schönsten Risse und Sprünge bekommt, so wird es mit einem Abstrich von Milch, Aiche, Ruß, Süßholzextrakt bestrichen und durch geschicktes Anbringen von Schmutz-, Schimmel- und Fliegenlecken „verschönt“. Besondere Schwierigkeiten macht die Herstellung von künstlichem Wurmstich im Holz. Alter Wurmstich läßt sich so schwer herbeibringen, daß der geschickte Fälscher lieber

darauf verzichtet und sich ein echtes altes Malbrett mit gutem richtigen Wurmstich zu verschaffen sucht. Eine andere schlimme Sorge für den Fälscher ist eine gute Kopie jener Sprungbildung, die sich auf allen echten alten Bildern findet. Während man bei alten Meistern gern auch alte Leinwand verwendet und sich so einen echten Malgrund sichert, benutzen bei modernen Meistern die Fälscher nicht selten unvollendete Studien und Skizzen, die flüchtig zu Ende gemalt und dann als fertige Meisterwerke des Künstlers verkauft werden. Viele Kenntnisse und Sorgsamkeit erfordert die Anbringung eines korrekten Signums (Künstlernamens). Dürers charakteristisches Monogram wurde von einem geschickten Nachahmer so täuschend auf einem Bild des dornengekrönten Christus angebracht, daß die Arbeit lange Zeit als eigenhändiges Werk Dürers galt.

Wie dieses Gemälde, so kamen im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts noch zahlreiche andere Pseudo-Dürerische Gemälde in Handel, und eine ganze Reihe von Künstlern scheinen sich mit diesem einträglichen Geschäft befaßt zu haben. Am besten lassen sich Signaturen herstellen, indem aus den Monogrammen auf weniger wertvollen alten Bildern durch möglichst geringfügige Veränderungen bedeutendere Künstlernamen gemacht werden. Aus einem „Cunlenborch“ läßt sich leicht ein wertvollerer Koeslenborch machen. Natürlich muß das schlechte Bild dann stark übermalt werden. In den großen Fälschwerkstätten, die ganze Schiffsloadungen „echter alter Meister“ nach Amerika verkaufen, gibt man sich freilich nicht mit so subtilen Praktiken und Kniffen ab. Da wird fabrikmäßig und engros gearbeitet. Ein Maler macht nur Köpfe nach Rubens, ein anderer nur Hände nach van Dyck, ein dritter nur Silberarane Corots usw. Das Bild wandert vom „Gesichtsspezialisten“ zum „Kleiderverfertiger“, vom „Sianierer“ zu dem Manne, der die Ratina des Alters hervorbringt, und so entsteht gar schnell und funkelneloneu der „alte Meister“.

Mein Lied.

Mein ganzer Reichtum ist mein Lied,
Sehr hoch schätz' ich die Gabe;
Wie oft, wenn ich vom Kampfe müd,
Freut' ich mich dieser Gabe.
Wald bringt es traurig in die Welt,
Erzählt von Not und Leiden,
Wald schallt es froh durch Wald und Feld,
Je nach dem Lauf der Zeiten.

Wenn Wald und Flur durch ihre Pracht
Mir Aug' und Herz erfreuen,
Wenn Nachtigall in lauer Nacht
Mich suchet zu zerstreuen,
Wenn Menschen fröhlich Arm in Arm
Zum grünen Dome wallen:
Dann soll mein Lied, so froh, so warm,
Im Echo widerhallen! —

Doch wenn ich jene Hütten seh'
In engen, dumpfen Gassen,
Wo Not und Krankheit, Hunger, Weh
Den Menschen nie verlassen,
Wo trotz der Arbeit, übersehwer,
Kam trocken Brot im Kaufe:
Da gilt mein Lied, ein Weinen mehr,
Dem Armen in der Klausel! —

Doch großend schwillt es mächtig an,
Voll Angst hört es der Probe!
Als Kampflied lehret es sodann,
Wie man sein Recht erkrope.
Und manche Hoffnung blüht aufs neu
Im lebensmüden Herzen;
Drum bleib' mein Lied, der Arbeit treu
In Freuden und in Schmerzen! —

Hermann Weiler,
General Delivery, New York City.

Patriotische Sprüche.

In der nationalsozialen Wochenschrift die „Hilfe“ finden sich folgende „patriotischen Sprüche“:

Es ist heutzutage möglich, daß ein Fürst eine Krone trägt, und er hat doch eigentlich gar keinen Kopf dazu.

Es ist nicht die Aufgabe eines Fürsten, hinter fremden Völkern herzulaufen, sondern seinem eigenen Volke voranzugehen.

Niemals sind in Deutschland mehr Denkmäler gebaut und weniger Taten getan worden, als in den letzten zwanzig Jahren.

Ein Fürst sollte nicht den Ehrgeiz haben, allen seinen Vorfahren ein Denkmal zu setzen, sondern den, daß die Nachwelt ihm selber eins setze.

Es war die schlimmste Tat des Cäsarenwahnsinns, daß ein Kaiser seine eigene Hauptstadt anzünden ließ. Die schlimmste? Es hat nachher noch welche gegeben, die die ganze Welt in Flammen setzten und das alles lediglich durch den Hauch ihres Mundes.

Es ist für manches Röß sehr schwer, seinen Reiter im Saume zu halten.

„Ich bin vom königlichen Stamme,“ sagte der Wind, „alle Wehren neigen sich vor mir.“ — Das ist freilich wahr, es ist aber sehr schade, daß zu den reichsten Köpfen oft ein sehr schwaches Rückgrat gehört.

Die moderne Technik u. die Verbrecher.

Niemand verfolgt beständlich seit jeher die Fortschritte auf allen Gebieten der angewandten Naturwissenschaften aufmerksamer als der „fröhliche Fälscher“, der auf Grund seiner Kenntnisse von diesen Fortschritten meist in der Lage ist, seine Erzeugnisse maßlos zu machen, noch ehe der Verurteilte überhaupt darüber nachgedacht hat, nach dieser oder jener neuen Methode der Fälschung zu fahnden. Ganz ebenso gehen in neuerer Zeit die Betrüger, Diebe und Einbrecher vor. Während aber erstere, wie der Diamantenschwindler Lemoine wieder einmal gezeigt hat, noch immer die Wandlungen und Fortschritte der Chemie sich mit Vorliebe zunutze machen, sind Diebe und Einbrecher mehr der Technik zugeneigt. Im vorigen Jahre wurde in Antwerpen der Geldschrank einer Bank mit Hilfe eines Schweißbrenners erbrochen. Die Einbrecher hatten ihren Plan also auf die allerneuesten Errungenschaften der technischen Metallbearbeitung, die sogenannte autogene Schweißung begründet. Sie beruht auf der Tatsache, daß man durch Verbrennung eines Gemisches aus Acetylen und Sauerstoff Temperaturen von etwa 3000 Grad Celsius erzielen kann, bei denen die härtesten Stahlplatten schmelzen. Während früher die Beschaffung des Sauerstoffs mit gewissen Schwierigkeiten verbunden war, sind diese durch die neuen Erfindungen, namentlich die einfachen und billigen Apparate Gildebrandts, wesentlich behoben worden, um so mehr als dieser Berliner Ingenieur nun auch transportable Sauerstoffherstellungsapparate, natürlich nicht für die Herren Spitzbuben, sondern für Brückenbauern, Eisenkonstruktionen im Hoch- und Tiefbau fabriziert. Ruffische Diebe haben etwas weiter zurück in der Geschichte der Technik gegriffen und den Eingang zu einem Geldschrank mit Hilfe von Thermit erzwungen. Es soll ihnen auch gelungen sein, mittels dieses ebenfalls neuen Schweißmittels in Petersburg für 1 Million Mark Diamanten zu rauben. Als Thermit bezeichnet man eine Mischung von Aluminium mit Metalloxyden (Eisenoxyd, Manganoxyd, Chromoxyd usw.), welche, wenn sie einmal entzündet ist, von selbst weiter brennt und eine Hitze von 2000 bis 3000 Grad Celsius entwickeln soll. Eisenbahnschienen und ähnliche Gegenstände lassen sich mit Hilfe dieses Thermits leicht schmelzen. Geldschrankplatten schmelzen durch, wenn man das Gemisch auf ihnen entzündet.

Aber nicht nur chemisch-metallurgische Prozesse haben in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit der Diebe usw. erweckt. Auch die Elektrizität ist von ihnen schon vielfach mit Erfolg angewendet worden. Erst in diesen Tagen wurde bekannt, daß in der Nähe Berlins diese Naturkraft zum widerrechtlichen

Nutzen benutzt worden ist. Mehrere hiesige Fischer benutzten nämlich die Oberleitung des Treidelwerkes am Teltow-Kanal als Stromleitung zum Fischen. Sie befestigten einen Draht an der Leitung und führten hochgespannten Strom ins Wasser. Dadurch wurden die Fische des Kanals auf 10 Meter im Umkreis betäubt und dann mit Netzen herausgefangen und billig verkauft. Es wurden so direkte Engrosengeschäfte betrieben. Der Fischreichtum des Kanals jedoch wurde durch ihre elektrische Methode erheblich gemindert. Bequemer und billiger, als es hier geschehen ist, kann die Elektrizität allerdings kaum zum Fischen herangezogen werden. Ganz neu ist ihre Anwendung zu dem genannten Zweck aber nicht. Es ist darüber berichtet worden, daß — besonders in Amerika — entgegen allen geschichtlichen Bestimmungen und der nötigen Rücksicht auf Erhaltung eines gewissen Fischbestandes struppellose Fischer so vorgegangen sind, daß sie an den Sammelplätzen der Fische Sprengkapseln verfenkten, die mit einer langen Zündleitung versehen waren. Gegen Abend, wenn die Fische in reicher Anzahl vorhanden waren, wurden dann die Dosen vom Land aus durch eine elektrische Batterie zur Explosion gebracht, wobei große Mengen von Fischen ihren Tod fanden. Eine mörderische Jagdmethode, die aber ebenfalls zeigt, wie die Technik unserer Zeit auch die Manipulationen derer verfeinert, die mit Vorliebe im Dunkeln arbeiten.

Allerlei.

Schülerwaise. Der „Vossischen Zeitung“ wird folgende Schulpisode mitgeteilt: In der Physikstunde demonstriert der Lehrer das bekannte Experiment: Eine Metallkugel geht gerade durch einen Metallring hindurch; sie wird angewärmt und bleibt dann über dem Ring liegen. Nach dem Erkalten geht sie wieder durch den Ring hindurch. Der Lehrer gibt die Erklärung. In der Wärme dehnen sich die Körper aus, in der Kälte ziehen sie sich zusammen. „Weiß jemand noch ein Beispiel dafür?“ wendet er sich an die Klasse. — „Nun Fritz Müller?“ — „Im Sommer sind die Tage heiß und lang, im Winter sind sie kalt und kurz.“

Vom Neben und Zuhören. Manches einer kommt mit der Sprache nicht recht zugange und manchem reißt die Geduld beim Zuhören. Bei dem einen ist das nicht immer ein Zeichen von Gedankenstille und bei dem andern handelt es sich nicht immer um die Unfähigkeit, sich mit dem Bearbeiten des Gehörten zu beschäftigen. Es trifft sich eben nicht allemal, daß der Erzähler und der einzelne Zuhörer von passender Art sind, und es kommt ja auch das Interessengebiet in Frage. Aber in vielen Fällen kann man bei Zuhörern, die ganz geschickte Menschen sind, Ungebild wahrnehmen, wenn der Erzähler seinen Stoff nicht gar schlank bearbeitet. Sie lassen sich von dem höchsten Wortlaut reizen, helfen nach, oder fallen mit unpassenden Fragen ein, während der Erzähler den Fortlauf der Gedanken und Worte für sich abwägt. Wo beide einen Genuß haben könnten, erweckt so der ungebildige Zuhörer Aergernis und gerade das, dem er abhelfen will: wirkliche Störung. Es ist merkwürdig, wieviel Gewicht die meisten auf den „Fluß“ einer Rede legen. Wenn die Redner fließend sprechen, so beweist das nur eins von den zweien: entweder, daß sie ihre Sache auswendig gelernt haben, oder aber, daß sie mit Gedanken hantieren, die an der Oberfläche bereit liegen, die nicht erst aus den Tiefen herauszürängen und geschichtet und bearbeitet sein wollen. Denkende Menschen müssen doch erst eins zum andern holen, prüfen, wieder ausscheiden, und während sie dieses aussprechen, schon jenes andere, das da vorausgaloppiert, einzuholen suchen, mit andern verbinden und wieder prüfen, in Form leiden und dabei das schon Gesagte im Kopfe behalten.

Vergleiche man mit diesem Vorgang eine Rede, die das fertige nur herunterrappelt, oder eine andere, die alles durcheinanderhampelt, was da herangeschoben kommt. Ich meine, dann müßte man erkennen, daß es die Vernunft verlangt, eine beachtete vorgebrachte Rede, die Hand und Fuß hat, nicht durch Ungebild zu stören. Wer Zuhörer ist, hat sich dadurch dem Sprechenden willig zu zeigen, daß er über das Gehörte nachdenkt, besonders dort, wo der einzelne zum einzelnen spricht. Phantastische Menschen mit sonderartigen Gedankengängen finden ja selten Zuhörer, die sich so sympathisch zeigen daß sie zu Vertrauten werden, es braucht, um diesen meist wortfargen Wesen zu folgen, viel Feingefühligkeit. Aber das wissen wir bereits und wissen auch, daß den seltenen Zuhörern solch seltenen Menschen